

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Mittelbadischer Courier. 1896-1936 1933**

52 (30.12.1933) Illustriertes Unterhaltungsblatt

Mit dieser merkwürdigen Instruktion eilten die Nachtwächter auf das Rathaus und meldeten den Vorfall einem hochwohl-löblichen Magistrate. Der beschloß nun nach längerer und eingehender Debatte, eine Deputation zum Könige von Preußen zu schicken und ihn um die Zurücknahme des tränkenden Befehls zu bitten.

Friedrich hörte die Sprecher der Abordnung an und meinte dann:

„Wenn jemand von euch die Leute auf der Straße grüßt und niemand ihm dankt — sind solche Leute nicht Regel?“

„Allerdings, Ew. Majestät.“

„So ist es mir ergangen!“

„Die Leute werden Ew. Majestät nicht erkannt haben.“

„Gleichwohl, wenn man begrüßt wird, dann muß man danken, es bleibt bei meinem Befehl!“

Da meinte der Bürgermeister:

„Das wird schlechterdings nicht angehen, Ew. Majestät.“

„Wieso?“ fuhr Friedrich auf.

„Weil Ew. Majestät in Breslau übernachteten.“

Der König mußte lachen.

„Nun, so sollen die Nachtwächter die Stunden wie bisher rufen.“

### Die Prisenordnung

Der Alte Fritz hielt in Berlin die Wacht-parade ab. Begleitet von einer kleinen Suite schritt er langsam durch das ihn dicht umdrängende Volk, zuweilen stehenbleibend, um an den einen oder anderen eine Frage zu richten. Dabei öffnete er hin und wieder seine Tabatsdose und schnupfte, wie es seine Art gewesen.

Zu seinem größten Erstaunen bemerkte er plötzlich, wie ein neben ihm stehender Mensch unaufgefordert in die soeben geöffnete Dose hineinlangte, mit Daumen und Zeigefinger eine Prife herausnahm und sie zur Nase führte.

„Wer ist Er?“ herrschte ihn der König



Einer, dem es wirklich schmeckt

in ungnädigem Tone an.

„Majestät, ein armer, doch ehrlicher Schuhleder.“

„Wie kann Er sich unterstehen, in meine Dose zu greifen?“

„Majestät, nach der Prisenordnung durfte ich das tun.“

„Prisenordnung? Schwach Er doch kein dummes Zeug!“

„Nein, Majestät, es gibt wirklich eine Prisenordnung.“

Des Königs Neugierde war erregt und lächelnd meinte er:

„So schief Er mal los und berichte Er, was Er von der Prisenordnung weiß.“

„Majestät, wenn der Schnupfer vor dem Öffnen der Dose einmal an ihren Dedel klopft, so will er allein eine Prife daraus nehmen, klopft er jedoch — wie Eure Majestät es soeben taten — zweimal darauf, so ist der Nachbar eingeladen.“

„I, das ist mir ganz neu“, bemerkte der Alte Fritz.

„Weiß Er was: ich möchte nicht gern mit all meinen Untertanen aus derselben Dose schnupfen, und damit Er nicht in Versuchung gerät, noch einmal in meine Dose zu greifen, da nehme Er die hin, aus der Er eben geschnupft hat.“

### Eine gute Antwort

Der Buchhändler Kanter in Königsberg bittet in einem Gesuch um den Titel als Kommerzienrat.

Friedrich schreibt in seiner kurzen Art:

„Nein! Buchhändler, das ist ein honetter Titel.“

### Vom alten Fritz

Der König fragte einen Pagen, ob seine Hunde auch gehöriges Futter bekommen?

Der Page antwortete: „Zuerst Sie, dann die Hunde, dann ich.“ Diese lakonische Antwort gefiel dem Monarchen; er ließ den Pagen bald darauf rufen und sagte:

„Mir Kaffee, meinen Hunden Biskuit und dir diese Uhr.“

### Zitatenproblem.

1. Zu rasch zermahlt ein blinder Zorn. (Karl Busse, Bart' ab.)
  2. Aus grauer Tiefe tritt das Hohe kühn hervor. (Fiedge, Urania.)
  3. Freude ist der Baum des Lebens. (Hamering, Denksprüche.)
  4. Nur der Tod ist, was uns trennt. (Tieck, Kaiser Oktavianus.)
  5. Glück sucht oft den schwächsten Tropf. (Usteri, Goldenes ABC.)
  6. Uns warne der Menschen Verkehrtheit. (Lavater, Denksprüche.)
  7. Die ewigen Lichter fangen an zu funkeln. (C. F. Meyer, Unter den Sternen.)
- Jedem der vorstehenden Zitate ist ein Wort zu entnehmen. Im Zusammenhang gelesen, ergeben diese sieben Wörter ein Zitat aus Schillers „Wilhelm Tell“. RBl.

### Auszieh-Rätsel:

Aus den Wörtern: Dänemark, Kommode, Persien, Ischl, Hopfen, Etappe, Tender sind je zwei Buchstaben auszuziehen. Werden diese dann aneinandergereiht, ergeben sie einen gemütlichen Umtrunk.

### Auflösung des Rätselsprungs:

„O heiliger Abend,  
Mit Sternen besät,  
Dein Hauch mich umweht!  
Von Kindergetümmel  
Vom Lichtergewimmel  
Aufschau ich zum Himmel  
In leisem Gebet.“

Karl Gerok.

### Auflösung des Rätsels:

— Schaz —

Verantwortlicher Schriftleiter: H. Haller.  
Druck und Verlag: Haas & Grabherr, Augsburg.

## Humor- und Rätsel-Ecke

### Entweder oder.

„Das will ich dir nur sagen, Amalie, wenn ein junges Mädchen erpöht, daß sie einen Schmuck von einem Onkel geschenkt bekommen hat, dann ist entweder der Schmuck oder der Onkel unecht!“

### Traumdeutung

„Diese Nacht habe ich geträumt, ich würde von neuem geimpft. Was kann das bedeuten?“

„Du mußt dir unbedingt Insektenpulver kaufen.“

### Bewegung

„Ihr Hund wird zu dick! Anstatt ihn fortwährend zu füttern, sollten Sie ihm lieber Bewegung verschaffen.“

„Die hat er beim Futtern! Da wedelt er immerzu mit 'm Schwanz!“

### Die richtige Diagnose.

Der Augenarzt untersucht den Dicken.

„Sie haben mit Herz, Leber und Niere zu tun“, erklärt er.

„Stimmt“, lächelt der Dicke, „ich bin nämlich Fleischermeister.“

### Der Hygieniker.

„Kaffee trinke ich niemals, weil ich ihn für schädlich halte! Ich trinke nur Tee!“

„Auch Tee enthält giftige Bestandteile!“

„Der meinige nicht! Der besteht nur aus Rum!“



„Würdest du mit mir bis ans Ende der Welt gehen, Liebling?“

„Bis ans Ende der Welt, Fritz... Aber bis 7 Uhr muß ich Vaters Bier holen.“

### Einigung.

„Wie ist's mit dem Kunden geworden, der dich wegen der Weinfieferung öffentlich einen Betrüger nannte?“

„Wir haben uns verglichen: Er nahm die Beleidigung zurück und ich den Wein.“

### Zerstört.

„Auf der Antiquitätenauktion habe ich eine herrliche Urne erstanden!“

„Wollen Sie sich verbrennen lassen?“



Viel Glück im Neuen Jahr!

1934

# Gasthaus Lum Niemandland

ROMAN VON HEINZ LORENZ - LAMBRECHT

27. Fortsetzung.

„Ich selbst hab den Schuppen angesteckt, ich! Weil... wegen der Leni. Weil ich sie hasse! Weil ich sie hasse... Weil der Jürk sie heiratet...“ — Verblüfft sieht er sie an: „Was ist das?“ Er kann das Geständnis, das in so wenigen Worten soviel sagt, so schnell nicht fassen.

Aber Broni erklärt ihm mit keinem weiteren Wort. Sie hat ihm ja auch schon alles gesagt. Als sie weiterpricht, sprudelnd und aus drängendem Herzen, ist es nur das, was sie sich für die nächste Zukunft zurechtgelegt hat: „Ich geh mit mehr zum Vater zurück. Ich bleib im Wald, auf der Wegelnburg droben. Dort war ich auch in der Nacht. Und dort bleib ich. Sie können mich dort besuchen. Sie allein, sonst niemand. Der Vater vielleicht auch. Aber der erst später. Sie können ihm sagen, daß ich den Schuppen angesteckt hab. Aber er darf nichts weiter sagen. Sie auch nicht. Er muß Ihnen versprechen, daß er keiner Menschenseele was sagt. Bei der Mutter muß er erst schwören, sonst sagen Sie's ihm mit.“

Herbert hat sich zurechtgefunden. Aber noch immer ist ein großes Staunen in ihm. Broni ist ja kein Mensch, den man mit dem herkömmlichen Maßstab messen darf. Und so dauert es eine Weile, bis er sich klar wird, daß auch das, was sie eben hervorgebracht hat, ihr völliger Ernst und unweigerlicher Entschluß ist. Er versucht, ihn ihr auszureden, ihr klar zu machen, daß alles nicht so schlimm ist, aber genau so gut könnte er ein störrisches Pferd an den blinkenden Wasserpiegel treiben wollen, vor dem es einmal Angst gefaßt hat.

Sie hat es sich einmal in den Kopf gesetzt, nicht mehr unter Menschen zu gehen, da ist zunächst nichts zu machen.

Um sie zu zerstreuen und zu beruhigen, spricht er wieder von anderem. Aber dabei überlegt er, wie ihr zu helfen ist. Und da findet er nur den einen Weg: nicht er selbst, nicht der Vater wird sie zurückbringen können, sondern nur einer: der Schmied. Um den Schmied dreht sich bei Broni alles. Der Schmied ist daran schuld, daß sie den Schuppen in Brand setzte, der Schmied ist ihre Welt, der Schmied muß helfen.

Als er diesen Weg gefunden hat, kann er freier sprechen und es gelingt ihm, ihre Scheu und Verwirrung zu vertreiben. Sie kommen in die Nähe des Schlosses. Als er ihr den Vorschlag macht, im Schloß zu bleiben, da sie hier ebenso gut geborgen sei wie auf der Wegelnburg, schüttelt sie den Kopf. So weit ist sie noch nicht, um sich darauf einzulassen. Dagegen bittet sie ihn, ihr etwas zu essen zu besorgen. Da lächelt er in sich hinein: alle Trinken und an den Schmied denkt, steht es nicht so schlimm. — Weiß Gott, ihr Schlupfwinkel auf der Wegelnburg hat etwas für sich. Ich möchte ihn mit ihr teilen.

Er geht ins Schloß und kommt mit einem Essenpaket und einer gefüllten Flasche zurück. „Das bringen wir jetzt gleich in deine Burg, Grille.“ — „Es ist ganz schön dort, Sie werden sehen“, sagt sie und Herbert lächelt.

Als sie droben sind, ist es fast Mittag geworden. Herbert überzeugt sich, daß es sich ausgezeichnet in dem alten Gemäuer haufen läßt. „Aber wenn nun jemand kommt und dich sieht?“ fragt er sie. — „Wer soll hier heraufkommen? Ein Tourist vielleicht. Aber der kennt mich nit.“

Er sieht sie an: „Fast hätte ich Lust, bei dir zu bleiben, Grille.“ „Bleiben Sie doch!“, fordert sie ihn rasch auf. Der Gedanke, einen Kameraden hier oben zu haben, besonders nachts, hat etwas Tröstliches. Sie sieht ihn mit einem Blick an, mit dem sich Kinder gegenseitig zu verbotenen Streichen ermuntern.

Aber er schüttelt langsam den Kopf. Späht in die Luft und bekommt ein ernstes Gesicht: „Nein, Grille, heute kann ich nicht“, sagt er gepreßt. „Aber morgen vielleicht“, seht er lebhaft hinzu. „Ja, morgen will ich dir Gesellschaft leisten — wenn du morgen noch da bist.“

Nachdem er ihr noch geholfen hat, Moos und Laub für ein Nachtlager in das Gewölbe zu tragen, gehen sie den Weg, den Broni am frühen Morgen schon einmal machte, zurück. Am Kaiser-Wilhelm-Stein trennen sie sich dann. Broni geht in ihre Burg, Herbert hinunter ins Dorf, um in erster Linie den Schmied aufzusuchen. Aber Jürk Lebner ist geschäftlich nach Birnmasens gefahren und kommt erst am Abend zurück.

Schließlich begibt sich Herbert noch einmal an die Grenze, um dem Reppes seine Sorge abzunehmen. Es ist schon einige Stunden über Mittag. Und bald nachdem er sich von dem Reflektier verabschiedet hat, passiert der braunrote Wagen Susannes die Grenze.

Festglocken über der Stadt



Es ist ihre letzte Fahrt nach Lothringen.

Es geht gegen Abend, als Susanne mit Oberst Dechanelle zurückfährt. Er trägt einen grauen Zivilanzug. Trotzdem erkennen ihn die französischen Grenzer, noch bevor sie seinen Paß gesehen haben und salutieren militärisch.

Morgen weiß es ganz Birkwinkel, daß ein französischer Offizier bei mir war, denkt Susanne. Sie sprechen wenig zusammen. Susanne scheint erregt, ihr Gesicht ist noch heller als sonst. Auch Dechanelle ist erregt, doch ist seine Erregung anderer Art. Er fährt in ein Abenteuer, sicher in ein galantes. Aber doch ist ihm nicht ganz geheuer. Susanne hat ihm nicht die geringste Andeutung gemacht über das, was sie vor hat. Einmal sagte er im Scherz: „Ich habe mir für alle Fälle Urlaub bis zum Wecken genommen.“ Es war ein leises Vorfühlen, auf das sie nicht einging.

Als sie ins Seitental einbiegen und das Schloß auftaucht, nickt sie hinauf: „Das ist es. Nicht gerade schön, aber ich hoffe, Sie werden sich so behaglich bei mir fühlen, als Sie es imstande sind.“ Und dann läßt sie die erste unliebsame Enttäuschung für ihn folgen: „Während unseres kleinen Essens müssen Sie leider noch zwei Herren mit in Kauf nehmen. Der eine ist mein Vetter, der andere mein Sekretär.“

Dechanelle weiß seine leichte Enttäuschung hinter gelindem



Deutscher Marine-SA-Sturm ehrt den Präsidenten von Guatemala

letzten Operation sagt er zu seiner Mutter: „Mama, nicht weinen, ich weiß, daß ich für Hitler sterben muß.“

Zwei Tage später erhalten wir die furchtbare Nachricht. Wir waren darauf gefaßt, und noch drückt es uns die Luft weg. Wir ballen die Fäuste und trauern still.

Am selben Tag wird der Mörder, der Reichsbannermann Fritz, von Zeiß nach Raumburg übergeführt. Seine Genossen begrüßen ihn beim Verlassen des Gefängnisses mit dem Ruf „Freiheit!“

„Kamerad Fritz ungebrochen“, wagt das sozialdemokratische Sudelblatt am nächsten Tage noch zu schreiben.

Hier, hier ganz allein sitzen die Schuldigen an dem Mord! Sind das noch Menschen? Wir warten auf unseren Tag!

Wir gehen zu seiner Mutter. Zusammengefallen ist das Gesicht dieser deutschen Frau. Bleich liegt sie im Bett, als wir in das Zimmer gerufen werden. Beim Anblick dieser armen Arbeiterfrau, die schon ihren Mann im großen Krieg dem Vaterland geopfert hat, kommen uns die Tränen.

Doch die Frau ist stärker als wir. „Nicht weinen, mein Werner will es nicht“, ruft sie uns zu.

Wir reihen uns zusammen, sind erschüttert von der Größe dieser Frau. Sie spricht mit uns, erzählt uns, wie der Schwerverrannte noch alles angeordnet hat, damit ja alles in Ordnung geht. Der Nachfolger, die Kasse, alles ist genau geregelt, damit sein Jungvolk weitermarschieren kann und ja keinen Schaden erleidet. Als sie uns weiter erzählt, wie Werner fast jeden Tag bis spät in die Nacht für seine Jungen gearbeitet hat, wie er Wimpel für sie genäht, wie er weiterhin nicht nur für seine Jungen, sondern auch noch für seine Mutter gearbeitet und verdient hat, da verstehen wir so recht, was wir an Werner Gerhardt verloren haben.

Noch einmal gehen wir zu ihm, noch einmal wird der Sarg geöffnet. Der letzte Gruß für Werner Gerhardt.

Nicht umsonst bist du gefallen! Als wir ihn so liegen sehen, da packt es uns alle, ob SA, HJ oder Jungvolk, wir können nicht anders, wir müssen weinen, es ist nicht Schmerz allein, es ist Zorn gegen die, die dieses Opfer von uns gerissen, die Werner Gerhardt ermordet haben.

Wir werden immer daran denken. — Traurig läuten die Gloden. 2000 Hitler-Soldaten und mit ihnen das gesamte deutsche Zeiß geben Werner Gerhardt das letzte Geleit. Der gewaltige Zug ist eine furchtbare Anklage; selbst die Gegner stehen schweigend am Wege. Die Straßen sind überfüllt. Nach der Einsegnung in der Kapelle geht es hinaus zu seiner Ruhestätte. Die SS trägt den Sarg, dahinter folgen 50 Jungen, Tränen in den Augen, seine besten Kameraden, das Jungvolk.

Das Lied vom guten Kameraden ertönt, Werner Gerhardt wird der Erde übergeben.

Doch nur der Körper geht dahin, sein Geist ist unter uns, er lebt in unseren Herzen, er spornet uns an zur letzten Tat.

Der Pfarrer spricht. Er ist auch ein Parteigenosse. Er sagt noch einmal, was wir an Werner Gerhardt verlieren, er zeigt ihn uns nicht nur als Kämpfer, sondern auch als Menschen, als Sohn und Bruder. Seine Mutter sitzt versteinert am Grabe, furchtbar muß es für diese Frau sein — dahinter sein Großvater, seine Großmutter, beiden hat man den liebsten Enkel genommen. Kranz auf Kranz folgt. Pg. Wolfersdörfer, M. d. R., gibt dem toten Kameraden, den er persönlich gut gekannt hat, sein Abzeichen mit ins Grab. Dann folgt der Kreisleiter der Partei, der Gauführer des Jungvolks, der Gefolgschaftsführer der Zeißer HJ, der Gauführer der HJ und Partei- und Gruppenführer von Tschammer und Osten und die vielen Stürme, Scharen, Standarten und Gefolgschaften. Noch einmal senken sich die Fahnen; unter den Klängen der HJ-Kapelle singt das Jungvolk das Horst-Wessel-Lied. Keiner, auch nicht der älteste Frontsoldat, kann sich der Tränen wehren.

Auch Werner Gerhardt marschiert in unsern Reihen mit. Das Jungvolk Zeiß trägt seinen Namen, an dem Wimpel mahnt der eingestiftete Name Werner Gerhardts und ruft zur Tat.“

## Neuer Witz vom alten Fritz

von Peter Purzelbaum

Mit Genehmigung des Brunnen-Verlages, Willi Bischoff, Berlin SW 68, geben wir nachstehend einige Kostproben wieder.

Hört, Ihr Flegel, und laßt Euch sagen

Als Friedrich 1746 wieder nach Breslau kam, ritt er ohne Gefolge durch die Stadt, nach seiner Gewohnheit den Hut lüftend. Doch niemand, der ihm begegnete, zeigte ihm Respekt. Da ließ der König die Breslauer Nachtwächter vor sich beschneiden.

„Wie ruft ihr die Stunden aus?“ fragte er. „Hört, Ihr Herren, und laßt Euch sagen, die Glocke hat soundsviel geschlagen...“, antwortete der Beherzteste der Nachtwächter.

„Künftig werdet ihr anders rufen: Hört, ihr Flegel, und laßt euch sagen — Habt ihr das verstanden? Dann könnt ihr gehen!“



Fanfarenbläser der Hitler-Standarte

# Der tote Kamerad

Im Verlag Paul Franke, Berlin SW 11, erscheint ein Buch:  
HJ. marschiert!, dem wir folgendes Kapitel entnehmen.

Im Kampf um Deutschlands Befreiung aus der November-schmach haben nicht nur die SA., SS., sondern für allem auch die Hitlerjugend eine Anzahl Kameraden geopfert.

Wenn heute die roten Fahnen mit dem Hakenkreuz und den weißen Streifen unter fröhlichem Gesang durch die Straßen der Städte getragen werden, dann erinnere man sich jener jungen tapferen Kämpfer, die in fanatischer Begeisterung für Adolf Hitler und für den Nationalsozialismus ihr kaum begonnenes Werk dahingaben.

Dann erinnere man sich der Kameraden, deren Namen auf den froh im Winde flatternden Fahnen eingestickt sind.

Auch das Jungvolk hat einen Führer aus seiner Mitte geopfert. Über seinen Kampf und seinen Tod, von dem großen Sterben des Werner Gerhardt erzählt sein Kamerad Heyne im „Jungen Sturmtrupp“:

„An einem kalten Februartag zog ich, von der SA. zur HJ. abkommandiert, zum erstenmal mit der mir anvertrauten Schar Zeit auf Fahrt. Nachtmarsch. Leise rieselte der Schnee, der sich bald in Regen verwandelt. Die fröhliche Stimmung scheint vorbei zu sein, der kalte Regen macht die sonst so lustige Horde stumm und trübe. Neben mir marschiert ein Kamerad, der schon 20 Jahre alt ist und doch noch begeistert bei dem Jungvolk Dienst macht. Seine blonden Haare flattern im Wind. Je mehr es regnet, desto schlechter wird die Stimmung. Da fängt auf einmal der blonde Junge neben mir zu singen an. „Die Leineweber haben eine saubere Junst“. Lustig singt er dies fröhliche Lied, die anderen fallen ein, die Stimmung ist wieder da. Der Kamerad, der uns allen die Fröhlichkeit wiedergebracht hat, war Werner Gerhardt.“



Mit der Jugend in die bessere Zukunft

Bald darauf, an einem Sonntagmorgen, kommen die Hitlerjugenden und das Jungvolk zusammen, um gemeinsam der durch Rotmord erstochenen Hitlerjugenden zu gedenken. Zum erstenmal kommen wir mit dem Jungvolk zusammen. Unter den Kleinen steht ihr Führer. Ein Wink und schon ist die wilde Horde ruhig. Ich spreche vom Kampf, Not und Opfer. Zum Schluß singen wir das Lied vom toten Kameraden. Die Jungen haben Tränen in den Augen, sie schmiegen sich an ihren „Werner“. Treue Kameraden!

Jungvolk auf Fahrt. Voran marschiert Werner Gerhardt. In kurzer Zeit hat er aus ein paar Jungen ein stattliches Fähnlein geschaffen. Stolz weht der Wimpel im Wind. Werner hat ihn, gemeinsam mit seiner Mutter, selbst genäht. Jeder Junge ist stolz, wenn er ihn tragen darf.

Beim Förster geht's ins Quartier. Doch, o weh, als die Futterei beginnen soll, haben zwei Jungen ihr Brot vergessen. Schnell ist Werner Gerhardt zur Stelle. Er teilt sein Brot und gibt jedem die Hälfte. Die Jungen lassen es sich gut schmecken. Ihr Werner holt zwei trockene Brötchen. Kamerad und Führer, das war Werner Gerhardt.

Sonntagmorgen. Die Hitlerjugend marschiert hinaus in den Zeiter Forst. Erst vor kurzem haben sie ein neues Lied gelernt, das ihr Führer in Potsdam bei der Berliner Hitlerjugend gehört hat:

„Wenn ich nicht wiederkehr, was ist dabei, wenn nur mein Vaterland, mein Deutschland ist frei.“

Je mehr für eine Bewegung sterben,  
desto unsterblicher wird sie.“  
Baldur von Schirach.

Wir wandern durch den Forst. Auf einmal großes Hallo. Unser Jungvolk, auch unterwegs, hat uns entdeckt und begrüßt uns mit einem Indianergeheul. Schnell stürmen wir den Berg hinan, unseren Jungen entgegen. Da klingt, wir wollen es nicht glauben, aus 20 Jungenteilen das Lied: „Wenn ich nicht wiederkehr“. Welch eine Überraschung für uns. Werner Gerhardt hat es die Jungen gelehrt; er hat uns nichts verraten, um uns eine Freude damit zu machen. — 31. Mai. Heimabend der Hitlerjugend.

Nicht weniger als acht Überfälle sind in den vorhergegangenen drei Tagen auf Kameraden der HJ. ausgeführt worden. Die Schutzmaßnahmen werden durchgesprochen. Alles geht geschlossen nach Hause! So lautet der Befehl des Gefolgschaftsführers. Die Kameraden sind verständlicherweise erregt, sie wollen Gleiches mit Gleichem vergelten. Auf dem Heimweg unterhalte ich mich mit Werner Gerhardt. Er ist mit den wüsten Reden nicht einverstanden, er sagt zu mir: Es sind ja arme verhekte Proleten, es sind so viele gute Volksgenossen unter ihnen. Eine Viertelstunde später sieht ihm ein solcher verheakter Genosse das Messer in den Leib.

In einer Ecke waren wir stehen geblieben, um uns noch mit kommunistischer Jugend zu unterhalten, Werner Gerhardt geht 200 Schritte voraus, da bricht er zusammen, schreit Hilfe. Ein Reichsbannermann hat ohne jeden Grund einen der besten Jungen niedergestochen.

Wir stürmen, während einige Kameraden Werner zum Arzt bringen, dem Verbrecher nach. Leider hat ihn schon ein Polizist festgenommen. Mit der Pistole muß er die erregten Jungen zurückhalten, die den Mörder verprügeln wollen. Der Verbrecher wird auf der Wache ins Rathaus gebracht. Schnell hat sich die gemeine Bluttat in Zeit herumgesprochen, kurze Zeit später haben sich an die 600 Menschen vor dem

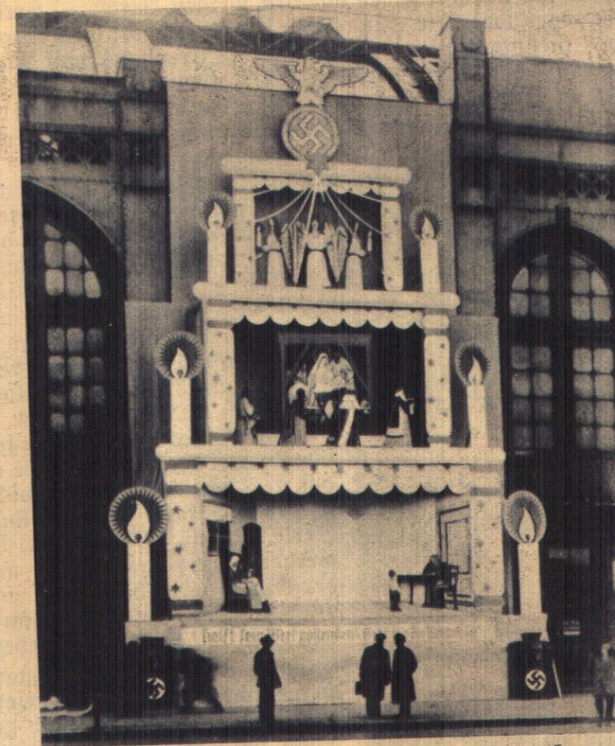
Rathaus versammelt, die gegen die Mordpest protestieren. Wie ein Befehlswort steigt das Horst-Wessel-Lied zum nächtlichen Himmel.

Die Polizei geht mit dem Gummistückel gegen uns vor! — Zum erstenmal darf ich Werner Gerhardt im Krankenhaus besuchen. Bleich liegt er in seinem Bett, doch die blauen Augen strahlen, genau wie früher, als ich ihm einen Blumenstrauß seiner Kameraden überreiche. Leise spricht er von der Operation, er fragt nach seinen Jungen, ob auch alles ordentlich weitergeführt wird. Noch einmal drückt er mir die Hand, wir schuen uns an, dann gehe ich schnell hinaus, um meine Tränen nicht zu zeigen.

Wußte er schon, was ihm das Schicksal bestimmt hatte? Ich spreche noch mit der Schwester. Sie erzählt mir von den furchtbaren Schmerzen, die er zu erdulden hat. Bereits zweimal hat man ihn operiert. „Ich muß mich zusammenehmen und auf die Zähne beißen, damit meine Mutter nichts merkt, sonst regt sie sich auf“, hatte er noch zu mir gesagt.

Heldennut eines deutschen Arbeiterjugenden! — Wieder im Krankenhaus. Ich darf sein Zimmer nicht betreten, er liegt allein. Zum fünftenmal hat man ihn operiert. Seine Mutter liegt zu Haus, sie hat genau wie Bruder, Onkel und Kameraden ihr Blut gegeben, um ihren Sohn durch Blutübertragung zu retten.

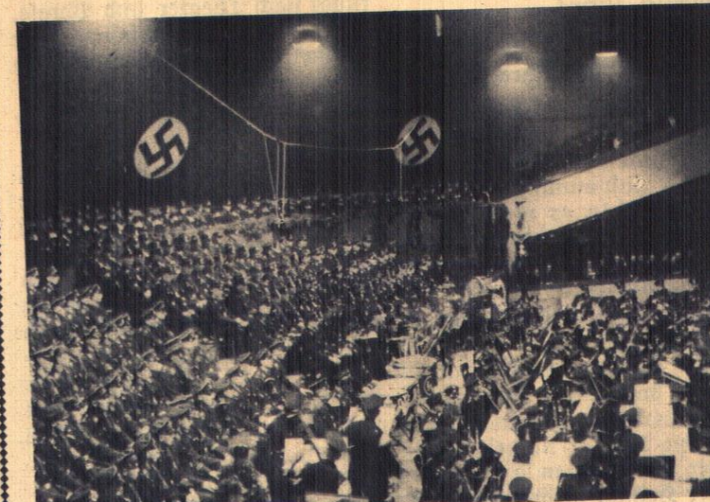
Vier Wochen furchtbare Qualen und Schmerzen. Bei der



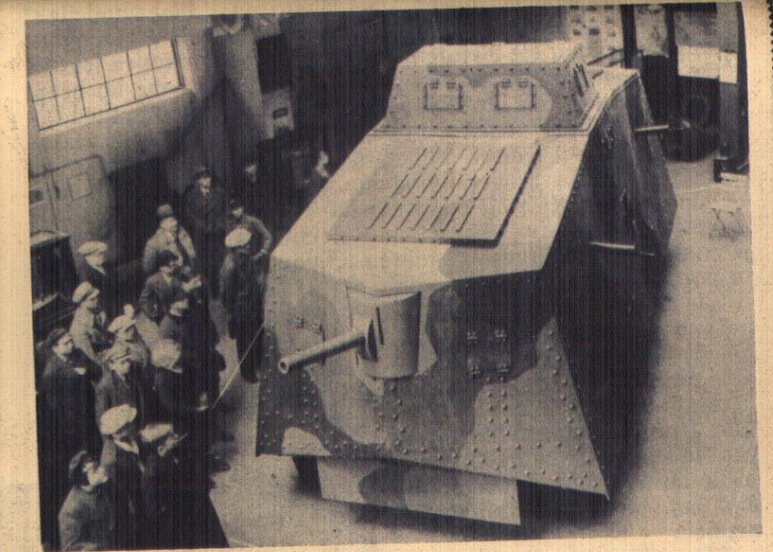
Für das Dresdner Winterhilfswerk hat man eine wirkungsvolle Mahnung in Gestalt einer riesenhaften Weihnachtskrippe geschaffen, die von dem Kunstmalers Hahn fertiggestellt und am Dresdner Hauptbahnhof errichtet wurde.



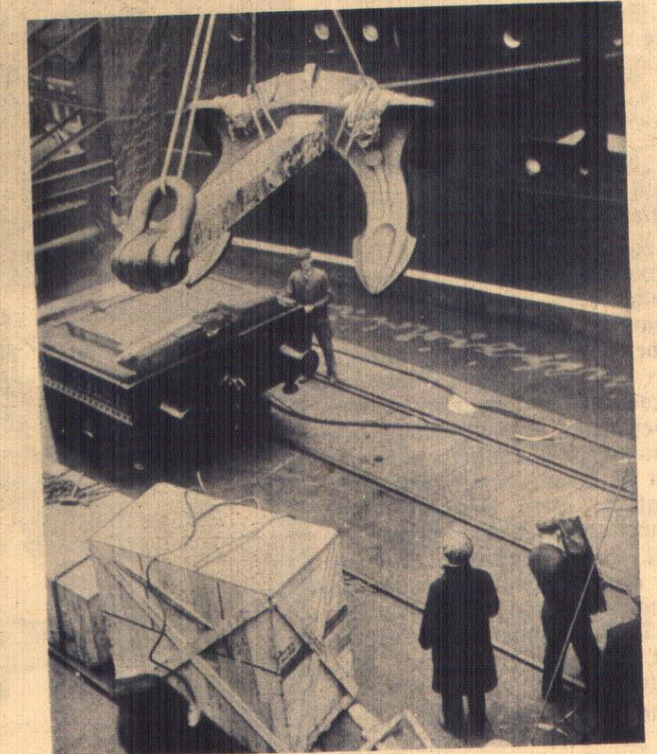
Eine Brandkatastrophe, wie sie Berlin lange nicht erlebte, hat am 9. Dezember 1933 das der Stadt Berlin gehörige frühere Rittergut Düppel heimgesucht. 5 Löschzüge mußten alle Kräfte auf die Ställe und die Reitbahn des Gutes, wo sich ungemein wertvolles Pferdmaterial befand, konzentrieren. Es gelang, die Tiere zu retten, die Ställe wurden restlos zerstört.



Kürzlich fand in Anwesenheit des Führers, Reichskanzler Adolf Hitler, das große historische Konzert des Oberabschnitts Ost und der Leibstandarte „Adolf Hitler“ der SS. im Sportpalast statt.



In der Ausstellung „Die Front“ wird jetzt zum erstenmal der größte Tank des Weltkrieges, der deutsche Tank AV 5 für 23 Mann Besatzung in einem in Originalgröße nachgebauten Modell gezeigt.



Nachdem der englische Ozeandampfer „Mauretania“ in der Nähe von Habana seinen Anker verloren hatte, nimmt hier in Southampton die „Berengaria“ einen neuen Anker an Bord, um ihn der „Mauretania“ zu überbringen.



Nach dem ersten starken Schneefall gleicht die Reichshauptstadt von oben gesehen einer leuchtenden Winterlandschaft, in der alles Hasen und Eilen in den weichen Flokenteppich eingehüllt ist. Blick vom Europahaus auf das verschneite Berlin.

Spott zu verbergen: „Gleich zwei Chaperons, Mademoiselle?“  
 „Sie sind ein gefährlicher Mann, Oberst.“ Und langsam:  
 „Ich habe einmal die Reitpeitsche in Ihrer Hand wippen sehen.“  
 Er lacht, fast geschmeichelt: „Keine Angst! Die habe ich heute  
 so wenig bei mir wie die Mappe, die Sie nicht leiden können.“

Sie fahren durch das Tor in den Hof. Mit dem betretet gerade  
 die Schweine mit Futter. Mit schrägem Blick sieht er den beiden  
 nach, die im Turm verschwinden. Er hat mittags schon von  
 Susanne einen Auftrag erhalten: sich heute abend zu einer be-  
 stimmten Stunde mit der alten Kalesche bereit zu halten, um  
 jemand über die Grenze zu fahren. Susanne hat ihm einen Paß  
 besorgt und alles bis ins Kleinste vorbereitet.

Sie führt Dechanelle in ein intimeres Zimmer. Eine vorüber-  
 gehende Unsicherheit ist in ihm, die indes schon verschwunden ist  
 als Ernst Rudek eintritt. Susanne stellt vor. Der eine spricht  
 ein mühsames Schulfranzösisch, der andere ebenso mühsam  
 Deutsch, das er erst während seiner Tätigkeit in Lembruch lernte.  
 Die Unterhaltung zwischen bei-  
 den schleppt sich mühsam hin,  
 während Susanne sich entschul-  
 digt hat, um etwas Toilette zu  
 machen.

Sie geht zum Bruder, der  
 sich bereit hält. Sein Gesicht ist  
 ruhig wie immer, ruhiger als  
 das Susannes im Augenblick ist.

Sie legt ihm die Hände auf  
 die Schultern: „Bist du stark ge-  
 nug, Herbert?“ fragt sie besorgt.  
 „Ja ja. Aber du?“

„Es geht vorüber. Es ist schwe-  
 rer, als ich gedacht habe.“  
 „Es geht vorüber, Kind“, sagt  
 auch er und küßt sie auf die  
 Stirn.

Als sie mit ihm in das kleine  
 Zimmer zurückkommt, werden  
 Dechanelles Augen groß vor  
 Staunen. Er sieht nur Susanne,  
 neben ihr verblaßt alles andere.  
 Ein schwarzes langes Kleid aus  
 schwerem Samt trägt sie, das den  
 Oberkörper fest umschließt, ein  
 ärmelloses Abendkleid mit tie-  
 fem Rückenausschnitt. Am Hals  
 trägt sie alten Schmud. Auch  
 Ernst Rudek sieht sie so zum ersten  
 Mal. Seine langamen Gedan-  
 ken arbeiten gründlich, aber sie  
 dringen noch nicht durch das Rätsel.  
 „Darf ich Ihnen Graf Strach-  
 stätt vorstellen — Oberst De-  
 chanelle?“

Dechanelle stockt im ersten An-  
 satz zu einer Verbeugung vor  
 Herbert. Der Name fällt in ihn  
 und klopft an Vergangenes. Das  
 Gesicht vor ihm: der weiße Strei-  
 fen über die Backe hin. — Das  
 Strahlende in ihm ist jäh ausgelöscht. Er sieht einen jungen  
 Offizier vor sich in verschmutztem, feldgrauen Rock, einen deutschen  
 Offizier mit Handschellen an den Gelenken. — Mechanisch  
 hebt er die Hand und fährt sich über das Gesicht.

„Darf ich bitten, meine Herren? Serviert ist nebenan.“ Su-  
 sanne, die sich jede Einzelheit dieses Abends im voraus zurecht-  
 gelegt, hatte sich vorgenommen, Dechanelles Arm zu nehmen,  
 wenn sie in das Biedermeierzimmer gehen. Aber jetzt kann sie  
 es nicht, sie bringt es in Gegenwart des Bruders nicht fertig, so  
 sehr hat sich der Haß und auch die Scham verstärkt, nur weil  
 Herbert dabei ist und sie in dieser furchtbaren Rolle sieht.

Schweigend setzt man sich um den ovalen Tisch. Es ist so er-  
 lesen gedeckt, wie es der Geschirrbestand des Schlosses zuließ.  
 Barbara serviert im schwarzen Kleid und weißer Schürze. Es  
 gibt nur Vorpeise, einen Hauptgang und eine Nachspeise. Dazu  
 Pfälzer.

Eine Unterhaltung will nicht in Fluß kommen. Etwas Schwe-  
 res, Verhängnisvolles liegt im Zimmer — das empfindet selbst  
 Ernst Rudek bald.

Dechanelle hält den Blick krampfhaft auf seinen Teller gerichtet.



Was bringt das Neue Jahr?

So oft er ihn hebt, trifft er auf den weißen Strich — Herbert  
 sieht ihm gegenüber. Die Erinnerung ist völlig wach: Graf Strach-  
 stätt — Gefangenenlager Aignon — Irrenhaus von Mont-  
 denegues — der weiße Strich — die Narben an den Gelenken!  
 Da gibt es keinen Zweifel mehr. Aber er ahnt noch nicht das  
 Schlimmste: daß Susanne diese Begegnung absichtlich herbei-  
 geführt hat, daß sie von jenen Vorgängen weiß.

Susanne spricht fast allein. Einmal lacht sie krampfhaft auf.  
 „Nun, meine Herren, Sie sitzen ja, als wären Sie alle unterein-  
 ander die grimmigsten Feinde. Strachstätt, Sie sprechen doch  
 ganz gut Französisch. Sie haben es doch in der Gefangenschaft  
 gelernt, sagten Sie mir nicht?“ Und zu Dechanelle: „Graf  
 Strachstätt war nämlich in französischer Gefangenschaft — vier  
 Jahre . . .“ Sie bricht ab. Ihr Blick flattert, sie versucht ihn zu  
 verankern in Ernst Rudeks klarem ruhigem Gesicht. Was  
 er für eine prachtvolle Stirn hat! fliegt es ihr durch den Kopf.  
 An die Stirn denkt sie, um sich abzulenken und zu beruhigen.

Ernst Rudek betrachtet sie for-  
 schend. Bei ihrem Blick fühlt er,  
 daß sie innerlich sehr aufgewühlt  
 sein muß, daß sie mit ihrer  
 Seele bei ihm Zuflucht sucht. Da  
 werden seine Augen größer und  
 der Glanz darin härtet sich und  
 wird zugleich tiefer — Stärke  
 will er ihr mit diesem Blick geben.

Susanne muß es sich komman-  
 dieren, ihre Augen aus diesem  
 Blick zu lösen, an dem sie sich ge-  
 festigt hat. Ihre Stimme klingt  
 spröde, als sie wieder zu Decha-  
 nelle spricht. „Graf Strachstätt hat  
 Schweres durchgemacht in der  
 Gefangenschaft. Nun, er hat es  
 vergessen, nicht wahr, Strach-  
 stätt?“

Herbert antwortet wie auf ein  
 Stichwort: „Ich habe eine  
 Schwester, die es nicht vergessen  
 kann.“

Susanne zwingt ein Lächeln  
 um den Mund. Als müsse sie  
 Dechanelle gegenüber die Worte  
 abmildern, sagt sie: „Wie so  
 Frauen sind, Oberst Dechanelle.  
 Halten Sie Frauen nicht auch  
 für viel stärker und ich möchte  
 sagen, für fanatischer in Liebe und  
 Haß als die Männer? Man sagt,  
 in Frankreich gebe es viel solcher  
 Frauen. Nun, wir haben sie auch  
 bei uns. Susanne von Strach-  
 stätt ist ein Beispiel dafür. Als  
 ihr Bruder völlig zerbrochen aus  
 der Gefangenschaft zurückkam, da  
 schwor sie, ihn zu rächen. Das  
 klingt nach Theater und Phrasen,  
 wenn man es so dahinsagt, aber  
 sie meinte es ernst. Sie müssen

wissen, sie liebt ihren Bruder über alles.“

Dechanelle macht eine Bewegung, als reiße er sich aus einem  
 Bann.

Susanne fühlt, daß sie zu Ende kommen muß, sie hält die fol-  
 ternde Anspannung nicht mehr lange aus. Sie spricht weiter:  
 „Sie würden es nicht glauben, wenn Ihnen Graf Strachstätt  
 erzählte, was er alles erlitten hat. Sie würden ihn einen Auf-  
 schneider, einen Lügner heißen. Sie würden es für unmöglich  
 halten, daß es in Frankreich, daß es überhaupt irgendwo in der  
 Welt Menschen gibt, die sich an andern Menschen so unmenslich  
 vergehen können. — Graf Strachstätt hatte gleich beim Vor-  
 marsch 1914 eine Fernpatrouille, bei der er, ohne daß er es  
 wußte, von seinem Truppenteil abgetrennt wurde. Wie würden  
 Sie, Herr Oberst, als Regimentsführer, einen ihrer Offiziere  
 nennen, der sich, umgeben von Feinden, ohne Aussicht auf Hilfe,  
 unter den größten Entbehrungen seine Freiheit erhält, um die  
 seiner Heimat geschworene Pflicht bis zum äußersten erfüllen zu  
 können — wie würden Sie in der französischen Armee einen  
 solchen Mann nennen, Oberst Dechanelle?“

„Er ist — ein Heros“, sagt Dechanelle mühsam. Seine Kehle



Wie fliege ich unsichtbar für den Feind?

Diese interessante Frage beantwortet jetzt eine Neueinführung  
 der amerikanischen Luftflotte. Ein beobachtender Offizier wird von einem  
 Luftschiff aus durch die Wolkenkdecke an einem bis zu 1500 Fuß langen  
 Kabel herabgelassen, so daß er sich als winziger Punkt unterhalb der  
 Wolken befindet, während das Luftschiff unsichtbar über den Wolken  
 schwebt.



Mit einem eindrucksvollen Festakt, an dem zahlreiche hohe  
 Vertreter der Reichs-, Staats- und Landesbehörden so-  
 wie der Grenzgebiete teilnahmen, wurde in Berlin im  
 Hause Lothringer-Straße 1 die Ostausstellung des Bundes  
 Deutscher Osten durch den Reichsinnenminister Dr. Frick  
 eröffnet. Wir zeigen im Bilde Reichsinnenminister  
 Dr. Frick (mit Mütze) während der Besichtigung der  
 Ausstellung; im Vordergrund das Modell der Stadt  
 Danzig.

ist trocken, er greift nach seinem Weinglas. Da  
 aber seine Hand dertart zittert, daß er es kaum  
 halten kann, setzt er es wieder zurück.

Barbara tritt ein und nimmt umständlich  
 Käseplatte und Teller fort. Das Schweigen am  
 Tisch ist fürchterlich für alle.

Als Barbara geht, sagt Susanne: „Sie  
 brauchen jetzt nicht mehr zu kommen, Barbara.“

Und wieder wendet sie sich Dechanelle zu:  
 „Einen Heros, jawohl, einen Helden, so nennt  
 man bei Ihnen und bei uns und in der ganzen  
 Welt einen solchen Mann. Und wie achtete  
 der Feind diesen heldenhaften Gegner? Als  
 sich Graf Strachstätt freiwillig gefangen geben  
 mußte, halb verhungert und verwundet, stellte  
 man ihn vor ein Kriegsgericht, das ihm den  
 Prozeß als Blünderer, Saboteur und Spion  
 machte.“

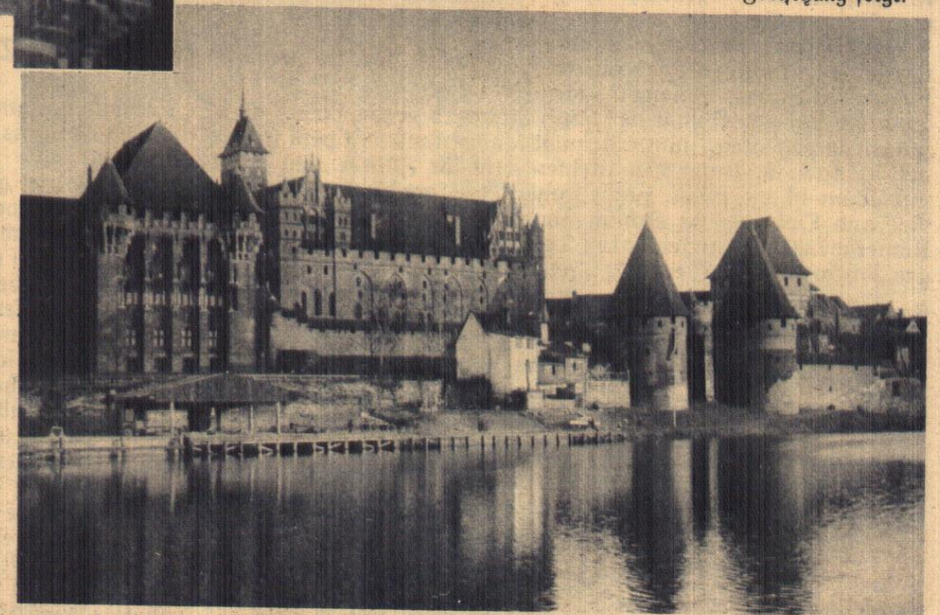
„Ein Versehen, Mademoiselle, wie es im Krieg auf allen Seiten  
 vorgekommen ist.“ Dechanelle hat sich jetzt steil aufgerichtet.  
 Endlich hat er zu ahnen begonnen, daß die Begegnung mit dem  
 Grafen Strachstätt keine zufällige ist. Er muß auf der Hut sein  
 und sich zur Wehr setzen, so kräftig und so lange er kann.

„Jawohl, es gab Versehen auf allen Seiten. Aber ein Ver-  
 sehen muß man schließlich erkennen und wieder gut machen. —  
 Das Kriegsgericht verurteilte Strachstätt, es konnte nach dem  
 vorliegenden Material nicht anders vorgehen. Das Urteil lautete  
 auf fünf Jahre Zwangsarbeit und Degradation — der Zusatz  
 war eine Farce, kein Gerichtshof in ganz Frankreich kann einen  
 Angehörigen der deutschen Armee degradieren. Aber die Degrada-  
 tion war praktisch. Man konnte den Verurteilten jetzt also  
 als gemeinen Mann behandeln. — Auch gegen das Urteil kann  
 man nichts sagen. Aber wie man dann mit Strachstätt verfuhr,  
 Oberst Dechanelle, das war das, worüber man nicht wegkommen  
 kann und wenn man allen guten Willen und alle Nachsicht und  
 alles menschliche Verstehen zu Hilfe nimmt.“ Unvermittelt wendet  
 sie sich an Herbert: „Vielleicht erzählst du selbst einmal, wie das  
 alles war, Herbert?“

Mit diesen Worten hat Susanne die erste Bewegung gemacht,  
 die Maske vom Gesicht zu nehmen. Jetzt weiß Dechanelle mit  
 einem Schlag, daß dieser Abend von langer Hand vorbereitet  
 ist. Er ist hier nicht Gast, er ist Feind und Angeklagter. Doch hält  
 er sich noch hinter einer schwachen Schanze von Höflichkeit, als  
 er sagt: „Es ist wenig taktvoll, Mademoiselle, in Gegenwart  
 eines Angehörigen der angegriffenen Nation so zu reden, wie Sie  
 es tun. Ich bin hier Gast und darf mich als solcher nicht wehren.“

„Verzeihung, Oberst Dechanelle, ich habe nicht Ihre Nation  
 angegriffen, sondern ich habe zunächst nur Tatsachen festgestellt.  
 Ihre Nation steht mir hoch und glauben Sie mir, wenn es ein  
 ehrlisches Zusammengehen zwischen Deutschland und Frankreich  
 geben könnte, so wäre ich unter den ersten, die dafür eintreten  
 würden. — Jetzt aber will ich einen Vertreter Ihrer Nation  
 herausgreifen, der allerdings mitverantwortlich ist für den blanken  
 Ehrenschild seines Landes.“ Vorübergehend wird ihre Stimme  
 fast wieder liebenswürdig: „Haben Sie mir nicht vor einigen  
 Tagen gesagt, ich möge auflärend in Deutschland wirken im  
 Sinne einer gegenseitigen Annäherung — gerade als wir von  
 der Behandlung der Kriegsgefangenen sprachen? Nun, ich gebe  
 Ihnen diese Aufforderung zurück. — Sie werfen mir Taktlosigkeit  
 vor. Das tut man bei Ihnen drüben immer gerne, wenn man  
 auf einen dunklen Punkt, der Ihr Land angeht, zu sprechen kommt.  
 Und wir, die wir uns nach dem Krieg mit einer grundfallschen  
 Verbrüderungspolitik haben erfüllen lassen, sind immer darauf  
 hereingefallen und waren die Höflichen, Demütigen, Nachgebenden.“  
 Sie hebt die Stimme, wird klar und scharf: „Ich bin für  
 sachliche Klarheit und für eine gerechte Verteilung von Licht und  
 Schatten! Eher kann es keine Verbrüderung und keine An-  
 näherung geben! Und wenn Herbert von Strachstätt nicht seine  
 Geschichte erzählen will, so will ich es tun.“

Fortsetzung folgt.



Auf einer Veranstaltung des Kampfbundes für deutsche Kultur hat der Oberpräsident der Provinz  
 Ostpreußen, Koch, angekündigt, daß das Wahrzeichen Ostpreußens, die Marienburg, nicht länger  
 nur ein Museum bleiben soll. Dieses würdige Baudenkmal soll künftig eine nationalsozialistische  
 Erziehungsstätte beherbergen. Blick auf die Marienburg.